

Wissenschaftliches Arbeiten in einer Diktatur

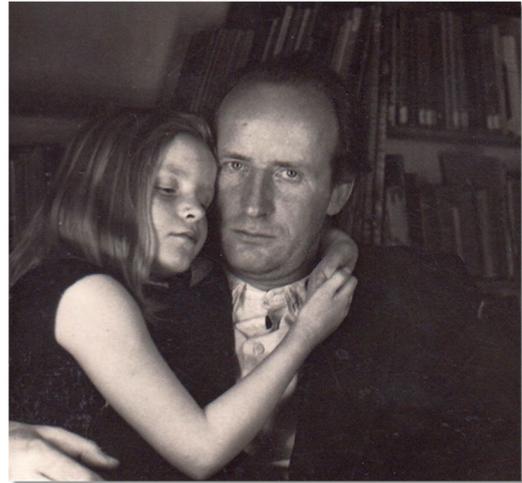
Vortrag von Prof. Dipl.-Psych. Ursula Gröttrup

Tochter von Helmut Gröttrup, Journalistin

Liebe Gäste!

Bevor ich zum Thema komme, möchte ich mich bei Herrn Alfred Schmidt und Herrn Dr. Horst Böttge bedanken.

Ohne sie wäre diese Veranstaltung hier nicht zustande gekommen. Den Anstoß gab Herr Schmidt im September 2015. Er fragte mich nach Daten meines Vaters aus der Zeit von 1940 bis 1960, um eine Würdigung zu schreiben und meinte damals, dass man den 100. Geburtstag nicht einfach sang- und klanglos vorbei gehen lassen dürfte. Dazu gesellten Sie sich, lieber Herr Böttge, mit großer Energie und sanfter Beharrlichkeit, die letzten Endes diese Feier ermöglichte.



Helmut Gröttrup mit Tochter „Ulli“ 1950

Ich schlage hier ein Kapitel der Biografie meines Vaters auf, das viele von Ihnen kaum oder nur ansatzweise kennen. Mein Vater hat nur wenig über sich selbst gesprochen. Es lag ihm sein Leben lang fern, sich jenseits wissenschaftlicher Themen um seine eigene Geschichte zu kümmern. Und so kam es, dass in der Literatur manches über ihn, aber kaum etwas von ihm geschrieben steht.

Die Gründe für mein Interesse an der Biografie meines Vaters aus dieser Zeit sind naheliegend. Schließlich hat mich seine Arbeit auf eine winzige Insel inmitten der Waldai-Höhen in Russland gebracht, eine Insel etwa so groß wie der Englische Garten in München. Hier verbrachte ich meine Kindheit, abgeschnitten von westlicher Zivilisation – mein erstes Auto sah ich mit zehn Jahren.

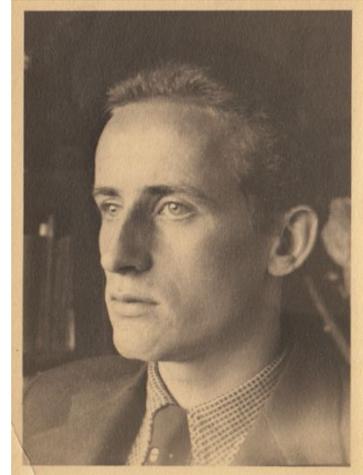
In meinen Ausführungen will ich mich auf zwei Aspekte konzentrieren:

1. Wie kam es dazu, dass mein Vater sowohl unter Hitler als auch unter Stalin an einer Kriegswaffe arbeitete? Hierbei werde ich den biografischen Hintergrund beleuchten.
2. Wie ist er mit dieser Tatsache umgegangen? Für die Suche nach einer Antwort zitiere ich ihn aus Briefen und Veröffentlichungen.

Am 1. Dezember 1939 trat mein Vater als Ingenieur in die Elektromechanischen Werke in Karlshagen ein, heute meist nur unter Peenemünde bekannt. Wie kam er dahin? Hier muss ich etwas ausholen, denn die Situation in seinem Elternhaus war mit entscheidend für diesen Schritt: Sein Vater Johann war ebenfalls Ingenieur. Er arbeitete hauptberuflich beim Bund der technischen Angestellten und Beamten, einer sozialdemokratisch orientierten

Gewerkschaft in Berlin. 1933 war er mit einem Schlag arbeitslos. Die friedensbewegte Mutter Thérèse, eine Belgierin, und der Vater hangelten sich danach irgendwie durchs Leben.

1935 machte mein Vater Abitur.



Student an der TH Berlin 1938

1936 begann er ein Physik-Studium an der Technischen Hochschule Berlin.

Im gleichen Jahr wurde er beim Wehrbezirkskommando in Berlin registriert und als „tauglich“ eingestuft. Bis 1939 wurde die Aushebung zurück gestellt. 1939 schloss er sein Studium in der Fachrichtung Physik mit „sehr gut“ ab. Seine Diplomarbeit schrieb er bei Prof. Hans Geiger (dessen Namen uns durch den Geigerzähler bekannt ist) über Zählrohrphysik.



Mathematische Gesellschaft an der TH Berlin (Gröttrup vorne rechts)

Nach seinem Studium arbeitete er im Forschungslaboratorium für Elektronenphysik“ bei Manfred v. Ardenne, das er Ende September 1939 schweren Herzens verlassen musste, um einem Gestellungsbefehl nach Peenemünde zu folgen.

Wir müssen uns vergegenwärtigen, dass die Kriegsmaschinerie trotz des Versailler Vertrags auf Hochtouren lief. Für die Heeresversuchsanstalt (1936 auf Usedom aufgebaut) benötigte die Wehrmacht Wissenschaftler, um



Eines der Laboratorien von Manfred von Ardenne in Berlin

diesen gewaltigen Aufgabenbereich, die Entwicklung einer Technologie, die es noch nie gab, bewältigen zu können. Sie suchten überall nach begabten Köpfen. Die Antwort auf die Frage, warum mein Vater dem Befehl nach Peenemünde so schnell Folge leistete, ist naheliegend:

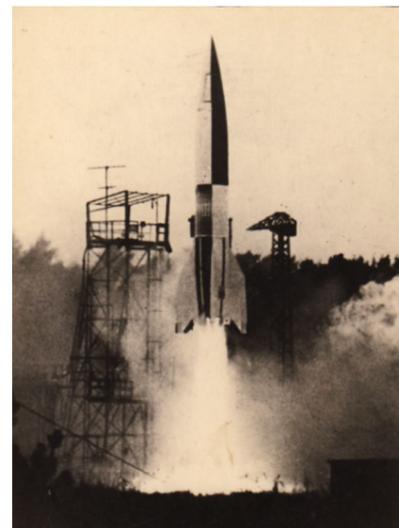
Am 1. September 1939 überfielen die Deutschen Polen und damit begann der 2. Weltkrieg. Wir können uns lebhaft vorstellen, welches Entsetzen diese Katastrophe in der Familie Gröttrup auslöste. Es war klar, dass mein Vater bei der nächsten Aushebung an die Front geschickt würde. Und ganz sicher haben ihm auch seine Eltern aus diesem Grund geraten, dem Befehl zu folgen.

Manfred v. Ardenne gab ihm ein hervorragendes Zeugnis: "Sein vielseitiges physikalisches Wissen, in Verbindung mit seiner besonderen Begabung für die Lösung theoretischer Fragen, ermöglichen es ihm, in kurzer Zeit auch schwierige Problemstellungen zu klären. Da Herr Gröttrup die vorstehenden Eigenschaften mit liebenswürdigem offenem Wesen verbindet, bedauere ich sein plötzliches Ausscheiden hier ganz besonders". Ich zitiere aus diesem frühen Zeugnis, weil sich diese Einschätzung über sein fachliches Können und seine menschlichen Eigenschaften auch in den Jahrzehnten bis zu seinem frühen Tod in keinem Arbeitsbereich, unter welchen Bedingungen auch immer, geändert hat.

Die Angst, als Soldat an die Front zu kommen, war aber nicht der einzige Grund, dem Gestellungsbefehl zu folgen. Zwei weitere private Gründe bestimmten diesen Weg: Sein Vater war zu diesem Zeitpunkt bereits schwer erkrankt und starb 1940. Nach seinem Tod übernahm mein Vater selbstverständlich die Aufgabe, für den Unterhalt seiner Mutter und für den seines jüngeren Bruders zu sorgen. Des Weiteren traf er zu jener Zeit meine Mutter. Sie heirateten 1940 und mein Bruder Peter kam 1941 zur Welt. Nun hatte mein Vater für zwei Familien zu sorgen.

Er war damals 23 Jahre alt.

Und nicht zuletzt darf man die Faszination vergessen, die diese gewaltige Aufgabe auf alle Ingenieure ausübte. Mein Vater war begeistert und er war sich mit seinen jungen Jahren bewusst, zur damaligen ingenieurtechnischen Elite zu gehören. Er machte in kürzester Zeit eine steile Karriere auf dem Gebiet der Messtechnik, Funkmessübertragung, Fernsteuerung. In wenigen Monaten wurde er stellvertretender Direktor der Abteilung für „elektrische Geräte“ unter dem Direktor Dr. Ernst Steinhoff. Die Abteilung umfasste etwa 300 Mitarbeiter. In dieser Zeit bearbeitete er verantwortlich die Entwicklung, Erprobung und Fertigungsbetreuung eines Hochfrequenzübertragungsverfahrens. Gleichzeitig entwickelte er ein neues Verfahren zur drahtlosen Übertragung von Messwerten unter „sehr schwierigen Bedingungen“.



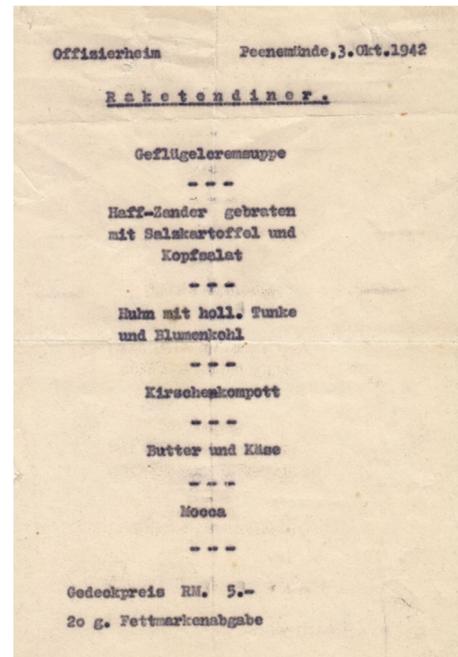
*Start des Aggregats 4 (A4) –
Propaganda-Name: V2*

Am 3. Oktober 1942 startete die erste Fernrakete der Welt, das Aggregat 4.

Wir kennen diese Rakete heute leider unter dem Namen V2 – „V“ für Vergeltungswaffe: Ein Propagandaname der Nazis

Dieses Ereignis, der Start des Aggregats, wurde von einem ausgewählten Personenkreis im Offizierskasino am selben Abend mit einem fünfgängigen Menü, Überschrift „Raketendiner“, ausgelassen gefeiert.

Wie tief ihn dieser Moment des Erfolges berührt hat, und wie wichtig es ihm war, einer der Menschen gewesen zu sein, die am Erfolg beteiligt waren, zeigt eine fast rührende Anekdote: Obwohl es verboten war, diese Menükarte aufzubewahren – wegen der Überschrift „Raketendiner“, das Wort Rakete war ja streng geheim, – hat er sie nicht abgegeben und bis an sein Lebensende verwahrt.



Machte sich mein Vater Gedanken über Sinn und Ziel dieses technischen Wunderwerks? Ganz sicherlich. Aber in einem Brief an seine besorgte Mutter argumentiert er im Juli 1942: „Wir Forscher forschen nicht um der späteren Anwendung willen, sondern rein an der Freude am Finden des Neuen.“ Damit legte er die Argumentation fest, mit dem er sein Leben lang kritischen Fragen – auch den meinen – begegnet ist.

Wenn wir dies hören, könnten wir annehmen, dass mein Vater seine Zeit bei den Roten Falken, die Meinung seiner friedensbewegten Eltern und seine Verachtung gegenüber dem Nazi-Regime über Bord geworfen hat. So seltsam das aus heutiger Sicht anmutet: Das war keineswegs der Fall. Nur: er sah sich sein Leben lang als Forscher, der seine Fähigkeit, seine Genialität, sozusagen „wertneutral“ und abstrahiert von allen äußeren Umständen einsetzte. Die äußeren Umstände, zumal die politischen, waren ihm wohl bewusst – er hat sie aber nicht an seinen Schreibtisch gelassen.

Das war sein Lebensprogramm und es war – wie wir gleich erfahren werden – auch sein Überlebensprogramm.

Als im August 1970 ein zweiteiliger Spielfilm im ZDF über Peenemünde gesendet wurde und meinem Vater eine Rolle als Widerstandskämpfer zufiel, war er darüber überhaupt nicht glücklich. Von den Filmemachern kam niemand auf die Idee, nachzuforschen, ob mein Vater überhaupt noch lebt. Und so gab er nach der Ausstrahlung der Serie einige Interviews, in denen er, präzise und nüchtern wie immer, diese Darstellung zu recht rückte: „Bei einem Ingenieur kommt immer der entscheidende Punkt, da die Freude ... an der technischen Perfektion alles andere überdeckt“. Er sah sich weder im Widerstand, noch als Kriegstreiber.

Er löste technische Probleme und dies waren immer, ich zitiere aus einem Brief an seine Mutter Anfang der 60er Jahre: „die glücklichsten Momente in meinem Leben“.

Und doch gab es eine kleine Gruppe von Wissenschaftlern in Peenemünde, die davon träumte, wie großartig es wäre, die Rakete für friedliche Zwecke einzusetzen. In der Gruppe waren u.a. Wernher v. Braun und meine Eltern. Die Gruppe wurde denunziert, die SS über die – ich zitiere aus der Akte vom 8. März 1944 – „hochverräterischen Äußerungen“ verständigt. Über meinen Vater heißt es in der Akte, er wolle ein „Pan-Europa unter sowjetischer Führung“. Die Gruppe wurde als „edelmunistisches Nest“ bezeichnet (damit waren allerdings Wernher von Braun und sein Bruder nicht gemeint). Meine Eltern wurden am 21. März 1944 verhaftet und ins Polizeipräsidium Stettin überführt. Die Anklage: Wehrzerstörung und Defaitismus. Bei der SS hätte diese Anklage für eine Hinrichtung, bestenfalls für eine „Feindbewährung“ an der Ostfront gereicht. Doch durch den massiven Einspruch von Generalmajor Walter Dornberger, dem militärischen Chef von Peenemünde und in Konkurrenz zur SS, wurde mein Vater nach kurzer Zeit aus der Haft entlassen und in den Gewahrsam des Sonderstabs zu Dornberger überführt. In dem ausführlichen Schreiben zu seiner „Unabkömmlichkeit“ schreibt Steinhoff an Dornberger unter anderem: „Dipl.-Ing. Gröttrup ist...der einzige im Entwicklungswerk 22, der aufgrund seiner Vortätigkeit von 1939 bis 1944 eine umfassende Gesamtübersicht über das elektromechanische Gebiet des A4 besitzt. ...Wir können ihm das Zeugnis ausstellen, dass er unermüdlich ohne Rücksicht auf die Tageszeit und die vorhergehende persönliche Beanspruchung alle auftretenden dienstlichen Fragen schnellstens beantwortet hat. Von der schöpferischen Tätigkeit des Dipl.-Ing. Gröttrup zeugen eine Reihe von Patentanmeldungen, insbesondere auf dem Gebiet der Messwertübertragung und der Fernlenkverfahren“. So erfuhr mein Vater in dieser wirklich gefährlichen Situation, dass sein unermüdlicher Einsatz auch als Schutz diente – eine wirklich paradoxe Situation.

Meinem Vater teilte man mit, dass sein Gerichtsverfahren bis Kriegsende ausgesetzt sei, er aber in Gewahrsam bleiben müsse – man nannte das „Schutzhaft“. Meine Mutter musste übrigens einige Wochen länger, schwanger mit mir, im Stettiner Gefängnis bleiben.

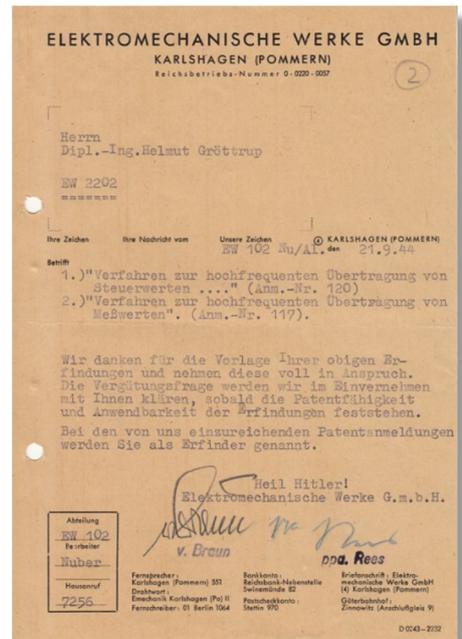
Am 21. Mai 1944, also zwei Monate nach seiner Verhaftung, unternimmt mein Vater einen Versuch, seinen Arbeitsplatz in der Heeresversuchsanstalt zu kündigen. Er hoffte bei einer Firma unterzukommen, die dem Peenemünder Werk zuarbeiteten. In dem Brief an den Inhaber der renommierten Firma Gollnow in Stettin bittet er fast inständig um einen Arbeitsplatz. Unter anderem schreibt er wörtlich: „Hinzu kommt, dass ich (auch für meine Frau) aus begreiflichen Gründen eine Luftveränderung wünsche“. Klar, was damit gemeint war. Aber er hatte keine Chance. Und was macht er in dieser verzweifelten Situation? Er meldete im September 1944 zwei weitere – für die Entwicklung der Steuerungstechnik – wichtige Erfindungen an.

Hier die Bestätigung der Erfindungen mit der Unterschrift von Wernher v. Braun (Foto)

Mein Vater war 27 Jahre alt.

Ich bin mit dem Satz meiner Eltern groß geworden:

„Wer behauptet, nichts von den Konzentrationslagern gewusst zu haben, der lügt!“ In ihrem Peenemünder defätistischen Kreis hat mein Vater von der friedlichen Nutzung der Rakete geträumt und auf ein schnelles Ende des Krieges gehofft. Das führte zur Verhaftung. Aber: Kein Wort über den Einsatz von Zwangsarbeitern und keines über die KZ-Häftlinge, die ab 1943 auch in Peenemünde eingesetzt wurden. Erst Anfang der 1990er Jahre, beide Eltern waren bereits gestorben, konnte ich das KZ Mittelbau-Dora und die unterirdische Raketenfabrik im Bergwerkstollen Kohnstein bei Nordhausen besuchen, wo unter grausamen Bedingungen die V2 von KZ-Häftlingen in Serie produziert wurde. Ein Schock für mich.



Mein Vater arbeitete zu jener Zeit im Gewahrsam des Sonderstabes von Dornberger in Pudagla auf Usedom – über 500 Kilometer von Nordhausen entfernt. Es ist unwahrscheinlich, dass der „Häftling“ Gröttrup die unterirdische Raketenfabrik im Bergwerkstollen jemals gesehen hat. Aber hat er auch nichts gewusst? Mir gegenüber wurde dieses Kapitel niemals erwähnt und mein Wissen darüber kam zu spät.

Am 11. April 1945 floh mein Vater in Höhe von Freising aus dem Zug, der die Wissenschaftler auf Befehl der SS nach Süddeutschland brachte, um sie von der anrollenden Armee der Alliierten weg zu schaffen. Darüber schrieb mein Vater in einem Vermerk 1962: „Mit diesem Zug reiste mein Sicherheitsdienstbewacher in Zivil, der ... für den Tag der Ankunft einen neuen Haftbefehl für mich in der Tasche hatte. Im Gegensatz dazu war der SS Obersturmbandführer Geisen aus Nordhausen noch während der Fahrt der Meinung, dass ich einer von ihm angeordneten Exekution unterworfen sei. Ich flüchtete und schlug mich durch die vorrückende Front auf die amerikanische Seite durch“.

In Süddeutschland wurden die Peenemünder Wissenschaftler mit Wernher v. Braun von den Amerikanern in die USA gebracht. Diese Geschichte ist ja allgemein bekannt.

Kaum bekannt ist die Geschichte meines Vaters. Unter abenteuerlichen Umständen schaffte er es zu seiner Familie nach Stöckey in Thüringen. Er brauchte fast zehn Tage. War er gerettet? Zunächst einmal ja, denn er befand sich in einer bereits von den Amerikanern besetzten Zone. Zwei Monate später wurde die Familie unter Zwang nach Witzhausen gebracht, um sie dem Einfluss der nachrückenden Roten Armee zu entziehen. Endlich, so dachte er, könne er als „freier“ Mensch arbeiten. Es war immer sein Traum, als selbständiger

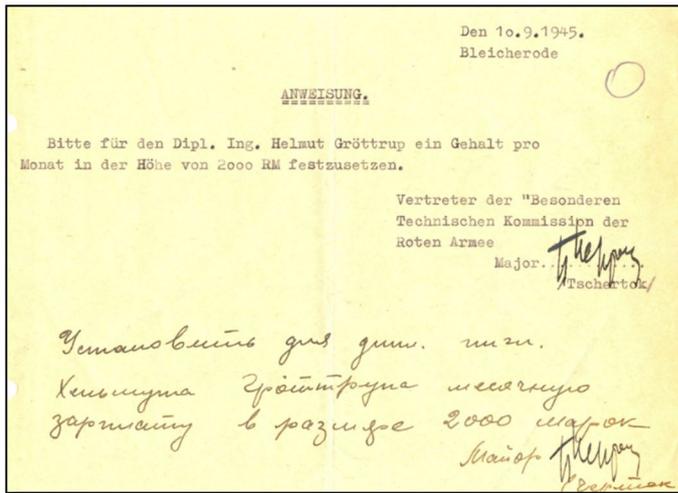
Erfinder zu arbeiten, völlig losgelöst von Zwängen und Weisungen – aber wie lässt sich damit Geld generieren? Zeitweise hatte er sogar die Idee, aus dem Schrott, den das Kriegsgeschehen massenhaft hinterließ, etwas Sinnvolles zu machen. Nun – daraus wurde nichts. Denn mittlerweile wurden den sowjetischen Konstrukteuren bei der Besichtigung von Peenemünde und Nordhausen die gigantischen Ausmaße der Raketenentwicklung klar – die Vorstellungen der sowjetischen Wissenschaftler wurden bei weitem übertroffen. Die Jagd auf deutsche Wissenschaftler begann.

Das Angebot von der amerikanischen Seite schlug mein Vater aus, weil er ohne seine Familie in die USA gehen sollte. Einem russischen Agenten der „Besonderen Technischen Kommission der Roten Armee“ gelang es im Juli, Kontakt mit meinem Vater aufzunehmen. Er war bereit, in die russische Besatzungszone zu wechseln, wenn ihm die wissenschaftliche Leitung und ein Verbleib in Deutschland garantiert wurden. Die Sowjets nahmen das Angebot sofort an. Mit ihm hatten sie einen Mann gefunden, der in der Lage war, ihr geplantes Programm zur Rekonstruktion des A4 umzusetzen. Dass er ein, ich zitiere „hervorragender Ingenieur und ein kluger und talentierter Projektmanager“ war, bestätigte Wernher v. Braun als er von den Amerikanern 1946 zur Einschätzung von Gröttrup aufgefordert wurde.

Im Juli wurde von den Sowjets in Bleicherode das Institut für Raketenbau und Entwicklung, kurz RABE genannt, aufgebaut. Es sollte deutsche Wissenschaftler gewinnen, die den aus der Sowjetunion abkommandierten russischen Wissenschaftlern das erforderliche Fachwissen liefern. Das russische Militär sah in den deutschen Wissenschaftlern ihr wichtigstes Kapital - und behandelten sie dementsprechend: sie waren freundlich, wohlgesonnen und sehr großzügig.



Der Ausweis meines Vaters mit weitreichenden Vollmachten



Der Gehaltsvertrag mit Unterschrift von Tschertok

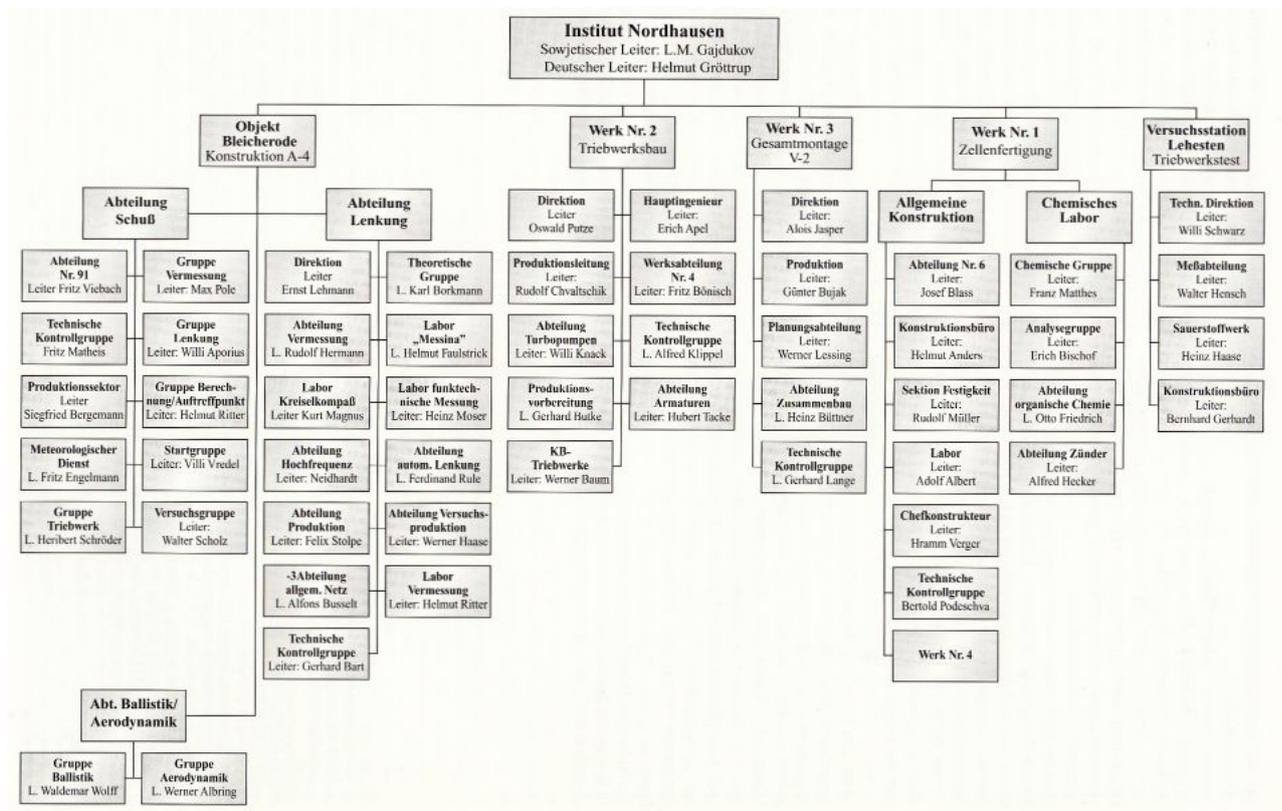


Oberst Wladimir Kuteinikow, die „rechte“ Hand meines Vaters – und natürlich auch sein „Aufpasser“, der es verstand, die vorsichtige Kontaktaufnahme meines Vaters mit den Engländern zu verhindern

Alles, was sich mein Vater – und meine Mutter – wünschten, wurde – soweit wie möglich – erfüllt. Die Familie wohnte in Bleicherode so herrschaftlich wie nie in ihrem Leben davor und auch nie wieder danach.

Aus allen Landesteilen und Universitäten kamen Wissenschaftler – auch aus den Gebieten, die von den Westmächten besetzt waren. Sie waren jung, hatten Familie und wollten nicht hungern: Hier konnten sie unter guten Bedingungen an einem hoch interessanten Projekt arbeiten. In wenigen Monaten entwickelte sich aus dem Institut die Zentralwerke mit etwa 2000 deutschen und 730 russischen Mitarbeitern. Mein Vater wurde Generaldirektor – unter den wachsamen Augen der Roten Armee.

Struktur und Aufbau des Instituts Nordhausen:



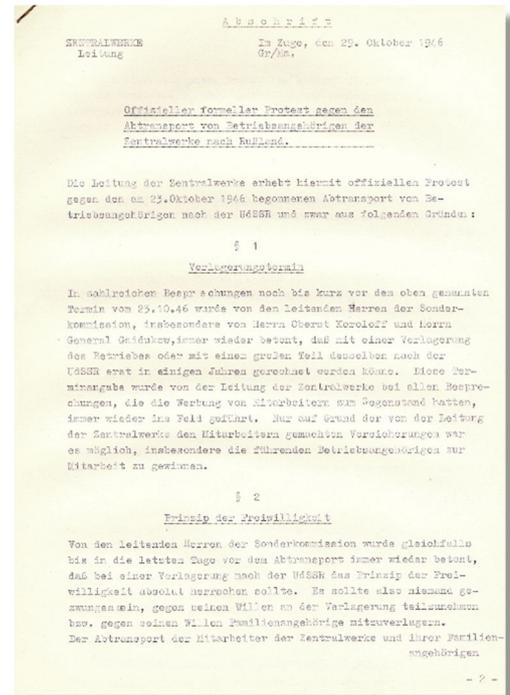
Er war überzeugt, mit dieser Besatzungsmacht friedlich die nächsten Jahre arbeiten zu können – ein Deutschland gab es ja nicht mehr, warum nicht in Bleicherode bleiben? Für viele deutsche Wissenschaftler, die hier einen neuen Arbeitsplatz fanden, war mein Vater der Anker in dieser so undurchsichtigen Situation. Prof. Dr. Kurt Magnus, ein herausragender Wissenschaftler, schrieb in seinem Buch „Raketensklaven“: „Gröttrup gab uns ein Rätsel auf. Dieser kluge, gut aussehende Mann mit dem entwaffnend offenen Blick ... bildete den auffälligen, ja eindrucksvollen Mittelpunkt der sonst so undurchsichtigen Konstruktion des Großbetriebs.“

Mein Vater war damals 30 Jahre alt.

Am 22. Oktober 1946 war der „Traum“ beendet. Alle deutschen Spezialisten wurden in einer Nacht- und Nebelaktion in die UDSSR verschleppt. Sechs Tage dauerte die Zugfahrt – meine Mutter sorgte noch dafür, dass zwei Kühe in den Zug kamen, damit die vielen Kinder unterwegs frische Milch hatten.

Auf der Bahnfahrt diktierte mein Vater einen mehrere Seiten langen Protestbrief gegen die überfallartige Verschleppung.

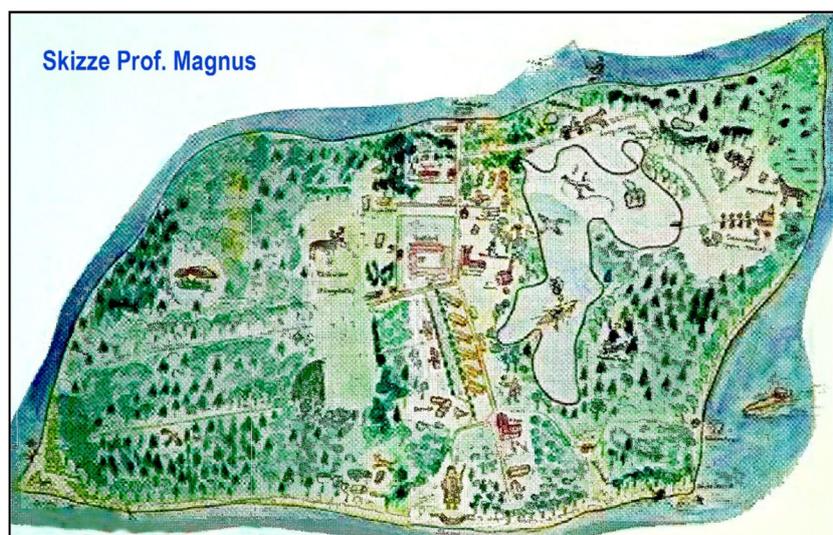
*Die erste Seite des Briefs
gegen die Verschleppung*



Natürlich ohne Erfolg. 1946! Ein Menschenleben zählte unter Stalin nichts und doch bezeichnet mein Vater sachlich und ohne jede Demutsgeste den erzwungenen Abtransport als „Vertragsbruch“. Er bezieht sich dabei auf die Leitung der Sonderkommission, insbesondere auf den General Gaidukow und Oberst Koroljow. Koroljow, der große Raketenkonstrukteur der UDSSR, war kurz zuvor aus dem Gulag entlassen worden. Was muss er wohl über diesen Brief gedacht haben? Und was dachte wohl der General, als mein Vater von ihm eine Entschädigung verlange für den Verlust der zwei Kühe, die – man fasst es nicht – mehrere Monate in dem berühmten Raketenwerk Nr. 88 in Moskau standen?

Für den Abtransport mitten in der Nacht wurde alles eingepackt, wirklich alles. Gummibäume, Tanten die zufälligerweise zu Besuch waren, Hunde, Katzen, Kinder, Besteck und Möbel. Alles kam nach Moskau und von dort wurden 157 Wissenschaftler mit ihren Familien nach Gorodomlja verbracht, einer kleinen Insel inmitten des Seliger Sees, dort, wo die Wolga und der Dnjpr entspringen. Ein idealer Ort: Erst Anfang 1950 wurde das Eiland von US-Spionage-Flugzeugen entdeckt.

*Skizze der Insel Gorodomlja
(um 1950)*



Auf dieser Insel arbeiteten die deutschen Physiker, Elektrotechniker, Chemiker, Ingenieure, Techniker und hochspezialisierte Handwerker in Rückkoppelung mit dem Hauptwerk in Moskau. Mein Vater war Hauptkonstrukteur und gleichzeitig Leiter des deutschen Kollektivs. Eine in jeder Hinsicht schwere

Aufgabe, zumal es in den Anfängen an allem mangelte, selbst für die Konstruktionszeichnungen gab es nur rationiertes Packpapier.

Ein Jahr später, im Oktober 1947 flog das erste A4, mit zahlreichen Verbesserungen, in Kapustin Jar. Zunächst versuchten die sowjetischen Raketentechniker um Koroljow die Rakete allein abzuschießen. Es misslang, die deutschen Wissenschaftler wurden eilig hinzugezogen und nach wenigen Tagen waren die Fehler behoben: Die Rakete hatte am 29. Oktober 1947 einen Bilderbuchstart. Belohnt wurde dieser Erfolg mit einer Prämie für jeden beteiligten deutschen Spezialisten.

Deutsche Spezialisten nach dem erfolgreichen Start (Oktober 1947) in Kapustin Jar. In der Mitte mein Vater mit Chapka

v.l.n.r.: Viktor Stahl, Dr. Johannes Hoch, Helmut Gröttrup, Fritz Viebach, Hans-Albert Vilter



Parallel zur Rekonstruktion des A4 arbeiteten die deutschen Spezialisten an einer Rakete neuen Typs. In einem handschriftlichen Vermerk meines Vaters steht dazu: „Die Unterlagen aus Deutschland kamen erst Mitte 1947, so dass wir uns – zum Glück – gezwungen sahen, völlig neu anzufangen. Noch vor der Abreise nach Kapustin Jar waren unsere Unterlagen über die neue Rakete R10 soweit, dass wir sie dem wissenschaftlichen technischen Rat des Werks 88 vorstellen konnten.“ Ende 1948 bestätigte der Rat den eingeschlagenen Weg und gab die Mittel für die Vorversuche frei. 1949/ 1950 wurde ein Teil der Vorversuche auf Gorodomlja durchgeführt – und wenn die Triebwerke getestet wurden, dann bebte das Inselchen.

Bereits im Laufe des Jahres 1949 wurde den Deutschen Spezialisten kein Einblick mehr in die gesamte Entwicklung der Rakete gewährt. Dagegen protestierte mein Vater – natürlich ohne Erfolg, denn es gab für das Herausdrängen der deutschen Wissenschaftler zwei Gründe: Zum einen waren dem genialen und ehrgeizigen Koroljow die Deutschen eine zu starke Konkurrenz. Zum anderen setzte um diese Zeit ein politischer Wandel in der UdSSR ein. Es begann ein Kampf gegen das „Ausländertum“. Ab diesem Moment wurde jeder ausländische Einfluss auf wissenschaftliche und technische Neuerungen geleugnet. Es herrschte, so der russische Wissenschaftler Tschertok in seinen Erinnerungen, ein regelrechter Ausländerhass.

In einer Denkschrift zum 70. Jahrestag des Werkes auf „Gorodomlja“, die im September letzten Jahres erschienen ist, werden die Arbeit des deutschen Kollektivs und die Arbeit meines Vaters als Konstruktionsleiter gewürdigt. Dies ist zum ersten Mal, dass in einer

offiziellen russischen Publikation die technischen Innovationen der deutschen Wissenschaftler beschrieben werden.

Zwei Seiten aus der Broschüre in Russisch:



In einem der letzten Protestbriefe Anfang 1950 bat mein Vater, nach Jahren ohne Urlaub, einen Monat Urlaub machen zu dürfen. In dieser Zeit, so sein Brief, solle sich doch bitte die sowjetische Führung überlegen, ob sie ihm weiter Einsicht in das Gesamtprojekt verweigere – und wenn ja, will er von der Position als Hauptkonstrukteur entbunden werden. Wenn man diese Briefe liest, dann stockt einem der Atem über den Mut aber auch über die Verzweiflung, von dem Projekt abgekoppelt zu werden.

Die Sowjets entbanden ihn Ende 1950 von seiner Position und gleichzeitig durften die ersten Spezialisten mit ihren Familien nach Deutschland.

Nicht so mein Vater und seine Familie. Im Februar 1951 wurde über die verbliebenen deutschen Wissenschaftler vom Ministerium für Staatssicherheit eine Liste erstellt, um über ihren Verbleib zu entscheiden. Über meinen Vater steht: „Bis Oktober 1950 Hauptkonstrukteur für Langstreckenraketen.... Mit der allgemeinen Thematik völlig vertraut. Illoyal, obwohl er es zu verbergen versucht.“ Und dann folgt der entscheidende Satz: „Nützlich für den Betrieb“.

Aus den weiteren Ausführungen des Ministeriums für Staatssicherheit, wird auch ersichtlich, dass es unter den deutschen Spezialisten durchaus einige Bereitschaft gab, mit den Sowjets zu „kooperieren“. Sie standen, ich zitiere aus den Papieren der Staatssicherheit, mit den „reaktionären Elementen“ in einem „angespannten Verhältnis“.

In den Augen der SS war mein Vater ein Kommunist, in den Augen der Stalinisten ein Reaktionär. War ihm das egal? Zumindest soweit, dass er nicht bereit war, ein „Heil“ oder „Hurra“ zu schreien.

Der Satz „Nützlich für den Betrieb“ bedeutete für uns weitere drei Jahre hinter Stacheldraht in der Ungewissheit, ob wir jemals wieder nach Hause kommen werden. Obwohl meine Eltern beide Agnostiker waren, wurde mit mir, der Ungetauften, jeden Abend der Satz gebetet: „Lieber Gott mach mich fromm, dass ich bald nach Hause komm“. Das „zu Hause“ lag für mich gleich hinter der nächsten Insel.

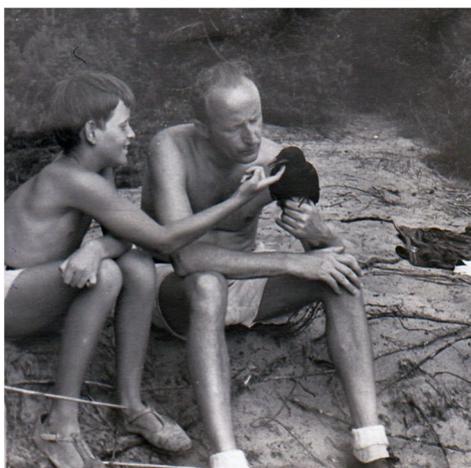
Von 1950 bis Ende 1953 hatte mein Vater – zwangsweise – richtigen Feierabend. In dieser Zeit erlebte ich einen ungewöhnlichen Vater: Er bog mir Skier zurecht, brachte uns Kindern das Skat-Spielen bei, feierte ausgelassen.



Freizeitvergnügen: Skifahren



Tennispielen



Am Strand mit Sohn Peter und dem zahmen Raben



Holzhacken (war allerdings Pflicht!)

Wenn wir die Fotos von damals ansehen, könnte man annehmen, dass wir unsere Zeit in einem großen Ferienlager in einer unendlich schönen Landschaft verbracht hatten. Die Landschaft ist tatsächlich unendlich schön - für uns Kinder das Paradies. Und so sehen wir hier meinen Vater Ski fahren – sehr flott -, Tennis spielen, am Strand mit meinem Bruder und unserem zahmen Raben, Holz hacken (das war allerdings Pflicht). Mit dem Boot oder mit dem Pferdeschlitten machten wir – immer unter Bewachung – kleine Ausflüge in das nächste Städtchen Ostaschkow zum Markt. Es wurde musiziert, diskutiert und Theater spielen. So wurde z. B. auch, sinnigerweise, Peterchens Mondfahrt aufgeführt.



Ausflüge mit Fischerbooten im Sommer ... oder mit Pferdeschlitten im Winter ...



... zum Markt in das Städtchen Ostaschkow ...

... Theateraufführungen: Peterchens Mondfahrt

Dass es in dieser kleinen Gruppe von Menschen, die meisten zwischen 25 und 45 Jahre alt, eingesperrt hinter Stacheldraht, nicht immer harmonisch zugeht, ist verständlich. Die Erwachsenen bezeichneten die psychischen Eruptionen als „Inselkoller“. Und wie erlebte ein ehemaliger Mitarbeiter meinen Vater zu jener angespannten Zeit? Kurt Wohlfahrt, der im letzten Jahr 99jährig starb, schilderte ihn immer freundlich, immer konstruktiv, immer ruhig

und besonnen. Er habe die Jahre, auch mit begrenzten Mitteln, weiter technische Probleme auf dem Gebiet der Fernsteuerung zu lösen gesucht, er „tüftelte“ - wie mein Vater seine Arbeit zeitlebens bezeichnete.

Im März 1953 starb Stalin – was für ein Glück für uns: Ende November 1953 kamen wir „nach Hause“, erst einmal nach Ost-Berlin. Wir Kinder waren von der heiß ersehnten Heimat so schockiert, dass wir sofort wieder zurück auf unsere Insel wollten. Zu Fuß. Unser Trip wurde von der alarmierten Polizei, die uns aufgriff, beendet.

Mein Vater war 38 Jahre alt.

Obwohl er mit der strikten Auflage entlassen wurde, in der DDR zu bleiben, entschloss er sich in wenigen Tagen, diesen Teil Deutschlands zu verlassen. Ganz sicher haben der englische und amerikanische Geheimdienst, Geheimdienst, die schon in Ostberlin auf ihn warteten, ihn im Schnellverfahren auf den aktuellen politischen Stand versetzt. Der größte Teil der Wissenschaftler blieb übrigens in der DDR.

Mit Hilfe des amerikanischen Militärs floh die Familie über den “Korridor“ nach Köln. Mit zwei Militärmaschinen – in einer saß mein Vater, in der anderen saßen wir Kinder mit unserer Mutter und unserem zahmen Raben, der immer frei herumfliegen durfte. Der Rabe hat es zu unserem großen Vergnügen blitzschnell geschafft, ein paar Rangabzeichen der militärischen Begleitung abzuhacken.

Foto: In dieser Villa wurden wir unmittelbar nach der Flucht in den Westen untergebracht. Hier mein Vater mit seinem Bruder, in der Mitte stehe ich.

Die Verhandlung mit den Amerikanern über einen Vertrag in den USA und eventueller Auswanderung scheiterte am Unwillen meiner Eltern. Von einem Tag auf den anderen endete die Großzügigkeit der amerikanischen Administration. Die Familie fand eine kleine Wohnung in Köln-Deutz. Zu unserem großen Kummer mussten wir unseren zahmen Raben in den Kölner Zoo geben.

Es war für meinen Vater schwer, eine adäquate Arbeit zu finden. 1954 hatten sich die meisten Deutschen längst etabliert. Im September 1954 bekam er endlich einen interessanten Auftrag bei der SEL in Pforzheim, eine Entwicklungsgruppe für Automationsgeräte aufzubauen und zu leiten. Sie war maßgeblich daran beteiligt, weltweit die erste kommerzielle Datenverarbeitungsanlage für das Versandhaus Quelle zu fertigen.



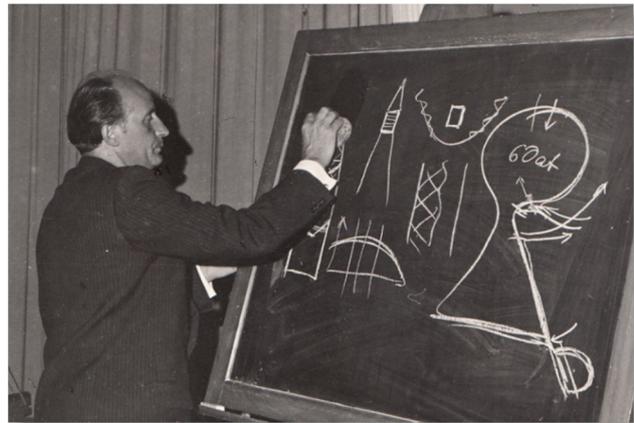
Foto: Mein Vater mit Mitarbeitern bei SEL in Pforzheim 1955



Die Raketentechnik, so schien es, hat er hinter sich gelassen.

Doch am 4. Oktober 1957 schießt die UdSSR den ersten künstlichen Mond in die Erdumlaufbahn, den Sputnik. Plötzlich ist mein Vater in der Medienöffentlichkeit ein gefragter Mann. Er wird zu Tagungen und Vorträgen, zu Besprechungen und Interviews eingeladen.

Foto: Vortrag 1958 in Bremen



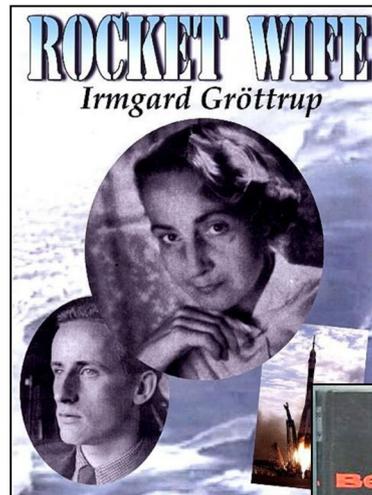
Doch hinter aller Hochachtung, allem Respekt und Bewunderung für die technologische Leistung wird auch die Frage gestellt, warum er dem kommunistischen Regime gedient habe, warum er nicht in die USA gegangen sei, warum er – auch das wurde er verwundert gefragt – überhaupt lebendig aus der Sowjetunion gekommen sei. Wir dürfen nicht vergessen: es herrschte der kalte Krieg. Mein Vater ging auf solche Fragen nie ein. Eine generelle Abrechnung mit den Sowjets lehnte er ab, obwohl ihm das stalinistische System zutiefst zuwider war. Über die russischen Raketenkonstrukteure äußerte er sich jedoch voller Achtung und betonte – wie schon in der CIA-Befragung 1954 –, dass der Westen die Fähigkeiten der russischen Wissenschaftler nicht unterschätzen sollte. Ich habe auch niemals eine pauschalisierende Verunglimpfung der russischen Bevölkerung gehört – im Gegenteil: Wir Kinder wurden immer darauf hingewiesen, wie sehr die russische Bevölkerung unter den von Deutschland angezettelten Krieg gelitten habe.

Diese Haltung wurde allerdings im Westen Deutschlands zur damaligen Zeit überhaupt nicht geschätzt.

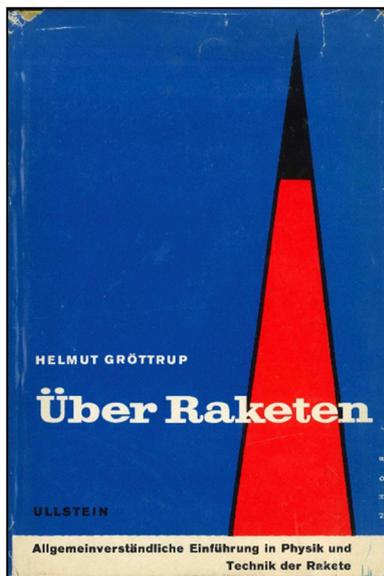
Nein, er war nicht der Mann für Heldengeschichten. Und so hat er auch nie über seine Erfahrung in

Russland geschrieben – das haben andere gemacht, zum Beispiel meine Mutter.

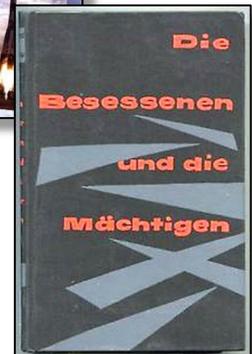
*Foto: Buchtitel meiner Mutter
(Die Besessenen und die Mächtigen, 1958)*



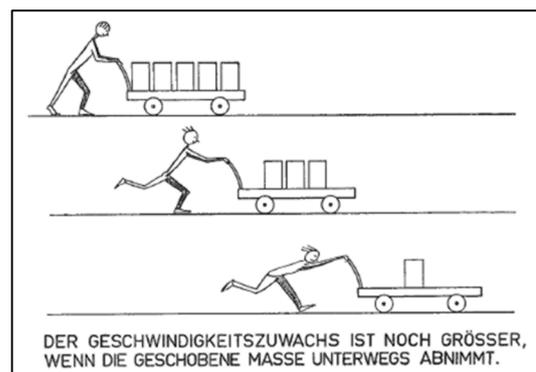
Er schrieb ein Lehrbuch, das 1959 erschien.



*Foto: Buchtitel „Über Raketen“
„Allgemeinverständliche Einführung in
Physik und Technik der Rakete“*



*Illustration
aus dem Buch*



Den Schlussteil in seinem Lehrbuch widmet mein Vater der Vision einer friedlichen Nutzung der Raketentechnik, ich zitiere: „... es ist zu hoffen und für das Weiterbestehen der Menschen auf dieser Erde sogar notwendig, dass einmal im Verkehr zivilisierter Bürger untereinander auch im Verkehr zivilisierter Völker das Faustrecht durch andere Rechtsformen abgelöst wird. In Anbetracht der bisher fast ausschließlich militärischen Verwendung der Raketentechnik kann man mit Recht die Frage stellen, ob sie dem Mensch überhaupt Nutzen bringt oder in Zukunft bringen wird.“

Er bejaht seine Frage und beschreibt eine Reihe von Möglichkeiten der friedlichen Nutzung - unter anderem sehr detailliert die Nachrichtenübermittlung durch Satelliten. Damals eine Utopie, heute eine Selbstverständlichkeit.

Ende der 1950er Jahre erinnere ich eine Episode, in der mein Vater zum letzten Mal als Raketenfachmann involviert war: Er bekam von der ägyptischen Regierung ein Angebot. Er

flog tatsächlich nach Kairo, kam aber nach wenigen Tagen völlig entsetzt mit der Erkenntnis wieder, dass er an einem Raketenprojekt mitarbeiten sollte, das nur ein Ziel hat: Israel. Damit war für meinen Vater für immer das Thema Raketen beendet. Hier überschattete die politische Wirklichkeit seine Möglichkeiten des Verdrängens.

In einem Beitrag in einer Fachzeitschrift zu Weihnachten 1958 zog er eine resignierte und für seine Verhältnisse fast leidenschaftliche Bilanz:

„Was hat der Mensch aus seinem jüngsten Kind, der ballistischen Fernrakete gemacht? Selbst die harmlosen Satelliten, Sputniks und Explorer werden zu Mitteln der Propaganda, zu Waffen des kalten Krieges herabgewürdigt ... Das ohnmächtige Gefühl, die Technik entwinde sich unseren Händen und mache sich selbstständig, hat seinen Ursprung in der Tatsache, dass wir uns selbst nicht mehr in der Hand haben.“

1960 wechselte er zu Siemens & Halske als Leiter eines Zweigbetriebs in Pforzheim, der 1963 nach München verlagert wird. Als er sich dort um eine Position im Bereich der Signal- und Fernmeldetechnik bewarb, musste er sich einer *Security Clearance* unterziehen. Sie wurde abgelehnt. Der Hintergrund: ein Mitarbeiter von ihm wurde 1963 als DDR-Spion entlarvt – das Misstrauen der Firmenleitung war groß: Hat Herr Gröttrup nicht für die Sowjets gearbeitet...? Er kündigte 1965 und gründete eine eigene Firma, die DATEGE. Wieder ein neues Kapitel aus der Biografie meines Vaters – aus dem wir später mehr von Dr. Böttge hören werden.

Er war 48 Jahre alt.

*Mein Vater 1944 – kurz nachdem er aus den Gefängnis
entlassen wurde.
Das Jahr meiner Geburt.*

